

# William Penns Weltfriedensprojekt

Autor(en): **Schoop, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **18 (1917)**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750523>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# WILLIAM PENNS WELTFRIEDENS- PROJEKT

Macaulay beginnt das 18. Kapitel seiner *Geschichte Englands* mit einem Überblick über die Auslandspolitik König Wilhelms III., des Oberhauptes einer gewaltigen Koalition gegen die Übergriffe Ludwigs XIV. auf dem europäischen Festland. Wir sind im Jahre 1692. Zahlreiche Staaten, die durch die französischen Hegemonieansprüche sich bedroht fühlen, haben sich zum Kampf gegen die Übermacht Ludwigs XIV. zusammengefunden. Aber ihre Lage erscheint militärisch und diplomatisch gleich aussichtslos, und nur den übermenschlichen Anstrengungen des durch Heirat auf den englischen Thron gelangten Oraniers ist es zu verdanken, dass der lose Bund nicht völlig auseinanderfällt. Mit welchen Hindernissen der geniale fürstliche Politiker zu kämpfen hatte, erkennt man am deutlichsten aus den von Macaulay ausgiebig verwerteten Briefen Wilhelms III. an Heinsius.

Mehr als einmal wollte der König verzweifelnd die Hände sinken lassen; dann aber besann er sich auf seine *Pflicht*, die Pflicht gegen sein Land und gegen Europa. „Mochten auch allzu viele Bundesgenossen,“ sagt Macaulay, „sich als schwach, niedrig gesinnt, falsch und selbstüchtig erweisen, nur mit ihrer Hilfe konnte er durchführen, was er von Jugend an als seine Mission betrachtete. Ließen sie ihn im Stiche, so dominierte Frankreich in Europa, ohne dass ihm jemand das Gleichgewicht zu halten vermochte. So sehr sie eine Bestrafung verdienten, so wollte er doch nicht, um sie ihr zu überliefern, in die Unterdrückung der ganzen zivilisierten Welt einwilligen.“

Unter Aufwendung gewaltiger Geldmittel hielt also Wilhelm III. die Koalition mit Ach und Krach zusammen; oft geschlagen, stellte er sich der Militärmacht des französischen Herrschers stets aufs neue entgegen. In den Ebenen Flanderns wurde in jenen Tagen, nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal, über die Freiheit Europas entschieden. Öffnen wir die *Memoiren* des Herzogs von Saint-Simon, die ein großartiges, wenn auch nicht ungetrübtes Bild der Zeit des Sonnenkönigs widerspiegeln, so werden wir genau in diesen Moment versetzt: mit der Belagerung von Namur (1692)

beginnt der französische Edelmann, der ein so großer Schriftsteller werden sollte, siebzehnjährig seine militärische Laufbahn; damit fängt auch seine Erzählung an. Mit Farben, wie nur er sie auf seiner Palette hatte, schildert er uns den Glanz des französischen Heerwesens, die ungeheure Macht einer in einer einzigen Hand vereinigten militärischen Organisation, die getrost die Welt in die Schranken fordern durfte, den Pomp einer Armee, in der ein prunkliebender Herrscher den glänzendsten Adel Europas vereinigt hatte.

In seiner *Constitutional History of England* stellt Hallam fest, dass der Riesenkampf Wilhelms III. gegen Frankreich notwendig war: „Der Krieg von 1689 und der europäische Völkerbund, die William allein mit einiger Stetigkeit und Energie erfüllen konnte, waren, wie klar zutage liegt, die Mittel, um die Unabhängigkeit Englands zu behaupten. Die Gefahr, die zuweilen ohne vielen Sinn von den Engländern an die Wand gemalt worden ist, eine französische Provinz zu werden, war damals durchaus vorhanden und reell; denn meiner Meinung nach war die Wiederherstellung des Hauses Stuart nur eine andere Äußerung einer derartigen schmählischen Knechtschaft.“

Wiewohl fast immer siegreich, sah sich infolge des zähen englischen Widerstandes Ludwig XIV. außerstand gesetzt, seine Pläne restlos durchzuführen. Als es im Mai 1697 auf dem Schlosse Rysswick zu Friedensverhandlungen kam, konnte zwar von einem diplomatischen Sieg Frankreichs gesprochen werden, das sich das Elsass vertraglich sicherte, dennoch sah sich der Sonnenkönig genötigt, William III. anzuerkennen und Europa Zeit zu lassen, um aufzuatmen und neue Kräfte zu schöpfen. Der Politiker auf dem englischen Thron sah klar die Aspirationen Ludwig XIV. auf die spanische Erbschaft voraus; er wusste, dass (um mit Hallam zu reden) nach dem französischen Staatsrecht „die Herrscher durch die Rechte Anderer nicht beschränkt werden können und außerstande sind, ihre eigenen Rechte zu beschränken“. Für England war die Verhinderung einer Union der französischen und spanischen Reiche in einer einzigen Hand eine Frage auf Leben und Tod, genau wie es ein Axiom war und bis auf diesen Tag geblieben ist, dass keine kontinentale Militärmacht, heiße sie nun Spanien oder Frankreich oder Deutschland, in den festen Besitz der Nieder-

lande gelangen dürfe. Man lese darüber in den Werken Humes den Essai: *Of the Balance of Power*.

\* \* \*

Dies war die allgemeine Situation: das schwere Ringen Europas gegen eine überragende, nach voller Hegemonie strebende Militärmacht und die Aussicht auf noch furchtbarere Kämpfe, als, im Jahre 1693, in London eine kleine Schrift erschien, welche den Titel führte: *An Essay towards the Present and Future Peace of Europe*. Verfasser war William Penn. Die Lage des damaligen Europa war dermaßen ähnlich den trostlosen heutigen Verhältnissen, und Penns Vorschläge sind derart verwandt mit so vielem, was wir in diesen Tagen als Universalmittel gegen den Krieg, und zwar mit dem Anspruch auf vollständige Neuheit, haben vorbringen hören, sie sind auch so wenig bekannt, dass es sich wohl der Mühe lohnt, auf diese merkwürdige kleine Schrift etwas näher einzutreten.<sup>1)</sup>

Seiner Abhandlung hat Penn das Motto vorangestellt: *Beati Pacifici. Cedant arma togae*. Einem besser Ausgerüsteten, meint er, möge es vorbehalten bleiben, das Friedensproblem zu behandeln und bei dem „jammervollen Zustand Europas“ (the groaning state of Europe) als Arzt aufzutreten. Sein Essai solle der Ansporn sein für eine noch eindringlichere Behandlung des Stoffes. „Um mich wegen dieses Unternehmens zu entschuldigen, will ich weiter nichts sagen als dies eine, dass es die Frucht ist meiner nachdenklichen Bemühungen für den europäischen Frieden“; Leute, die ein solches Streben nicht begreifen wollen, das wie kein anderes nutzbringend werden könne für das Glück des Erdteils, seien aller Caritas bar.

Auf diese kurze, als Captatio benevolentiae sich darstellende Einleitung folgt in etwas pedantischer, jenen Zeiten gemäßer, vielleicht von der Theologie und speziell der Kanzelberedsamkeit übernommener Entwicklung der in zehn ungleichen Kapiteln gegliederte Hauptteil; zum Schluss werden die Ergebnisse der Untersuchung in einer *Conclusion* zusammengefasst. Eine uns archaisch erscheinende Form, aber ein höchst zeitgemäßer, manchmal ultramodern anmutender Inhalt. So wollen wir es denn mit einer Analyse

---

<sup>1)</sup> Man verschafft sie sich jetzt am bequemsten in der Ausgabe der Every Man's Library: *The Peace of Europe, the Fruits of Solitude and other Writings*, by William Penn (London, Dent).

der Schrift des großen Quäkers versuchen, der zwar nicht als Denker und Schriftsteller, wohl aber als der Gründer Pennsylvaniens Unsterblichkeit erlangt hat.

Das erste Kapitel handelt „vom Frieden und seinen Vorteilen“. Charakteristisch ist gleich der Satz, mit dem es anhebt: „Er müsste kein Mensch sein, vielmehr ein Standbild aus Erz oder Stein, dessen Eingeweide nicht schmelzen, wenn er die blutigen Tragödien dieses Krieges betrachtet, in Ungarn, Deutschland, Flandern, Irland und auf den Meeren, das Hinsterben in von Krankheit durchseuchten Feldlagern und auf den Flotten und die gewaltige Beute, die alles verschlingend Wind und Wellen seit 88 an Schiffen und Menschen gemacht haben.“ Furchtbar ist der dem Kriegsgott entrichtete Blutzoll, „besonders wenn man den ungewissen Ausgang dieses Kampfes in Betracht zieht und bedenkt, dass niemand weiß, wie und wann er enden wird, und dass die militärischen Ausgaben nachher nicht geringer sind und der Zufall ebenso große Macht haben wird wie bisher.“ Wie herrlich ist doch eine Periode ungetrübten Friedens! Aber sind wir überhaupt fähig, ein solches Glück zu ertragen? Ergeht es uns nicht „wie jenem unglücklichen Gentleman, der ein edles und gutes Weib zur Ehefrau hatte, seine Lust aber in verbotener und weniger angenehmer Gesellschaft suchte und, als man ihm diese Vernachlässigung vorwarf, entgegnete, *that he could love his wife of all women, if she were not his wife*“? Die menschliche Verderbtheit ist schuld daran, dass wir das Glück erst erkennen, wenn es uns verlassen hat: die Wohltat der Gesundheit in kranken Tagen, das Behagen des Wohlstandes in Stunden der Not, die Lieblichkeit des Friedens inmitten des Jammers mörderischer Kämpfe. „Der *Friede* sichert unseren Besitz; wir haben keine Invasion zu befürchten; unser Handel entwickelt sich in voller Freiheit; wir gehen zu Bett und stehen wieder auf ohne jedes Gefühl der Beklemmung. Die Reichen rücken mit ihren Schätzen heraus und geben den Armen Arbeit und Verdienst; man baut Häuser und fasst Pläne, welche der Bereicherung und dem Vergnügen dienen; die gewerbliche Tätigkeit gedeiht und lässt Wohlstand entstehen, der seinerseits die Mittel hergibt für Armenpflege und Mildtätigkeit, welche als die schönsten Zierden eines Königreichs oder einer Republik zu betrachten sind. Der *Krieg* jedoch, wie der Frost des Jahres 83, zerstört mit einem Schlage all diesen

Segen und verstopft die Quellen der bürgerlichen Gesellschaft. Die Reichen ziehen ihre Gelder an sich, die Armen werden Soldaten, oder Diebe, oder hungern. Keine Industrie, keine Bautätigkeit, kein Gewerbefleiß, wenig milde Gaben und geringe Pflege der Unglücklichen; was der Friede gab, der Krieg verschlingt es.“

*Pax quaeritur bello* sei eine weit verbreitete Redensart. Penn ist nicht ganz ihrer Meinung. Die Kriegshetzer streben nicht nach dem Frieden, sondern nach der Erfüllung ihrer Gelüste und Begierden. Nicht der Drang nach Recht und Gerechtigkeit, nach einer festen Ordnung in der Welt, sondern Ehrgeiz, Mächtgier und Eroberungssucht haben in der Geschichte fast immer zu den großen Kriegen geführt. Dennoch sind Ordnung und Frieden ein der menschlichen Gesellschaft innewohnendes tiefes Bedürfnis. Deswegen die vielen Gesandtschaften zwischen den Völkern und die häufige Aussprache zwischen den Fürsten, wodurch so oft das blutige Ringen verhindert werden konnte. Äußerst selten wird im Innern eines Volkes der Bürgerkrieg entfesselt; die Herrschaft der Gerechtigkeit macht ihn unmöglich. Nur wo sie nicht mehr die Grundlage des Staates bildet, kommt es zum Kampf zwischen Volk und Obrigkeit. „Der Friede wird gewährleistet durch Gerechtigkeit, welche die Frucht einer wahren Regierung ist. Die Regierung aber geht aus der Gesellschaft hervor, und die Gesellschaft ist ein Ergebnis der Vereinbarung.“<sup>1)</sup>

Ordnung und Obrigkeit *müssen* sein, wo Menschen zusammenleben, das ist der Inhalt der staatsrechtlichen Darlegungen Penns im dritten Kapitel. „No man is judge in his own cause.“ Als Glied der Gesellschaft hat sich ein Jeder den von der Gesamtheit aufgestellten Normen zu fügen.

Ließe sich nun nicht dieses Prinzip der staatlichen Ordnung auch auf die *zwischenstaatlichen Beziehungen, auf die internationalen Verhältnisse übertragen* und, was für die Angehörigen eines Staates gilt, *anwenden auf alle Einzelglieder der großen Völkergemeinschaft*? Ließe sich nicht eine auf Recht und Gerechtigkeit gegründete *allgemeine Ordnung* aufrichten, der sich Jeder zu fügen hätte, unter unbedingter Wahrung des Grundsatzes: Niemand kann Richter sein in eigener Sache?

---

<sup>1)</sup> Peace is maintained by justice, which is a fruit of government, as government is from society, and society from consent.

Hören wir, wie Penn das formuliert. „Die souveränen Herrscher und Obrigkeiten Europas, welche diese Völkergemeinschaft verkörpern, sollten aus dem nämlichen Grunde, der zuerst die Menschen bewog, sich zur Gesellschaft zusammenzufügen, aus dem Bedürfnis nach Frieden und Ordnung, übereinkommen, ihre Vertreter in einer allgemeinen Tagsatzung, einem Parlament oder einer europäischen Generalversammlung sich zusammenfinden zu lassen, damit sie daselbst die Grundsätze der Gerechtigkeit aufstellten, welche das Verhalten der souveränen Herrscher und Obrigkeiten gegen einander zu bestimmen haben. Diese Vereinigungen hätten jährlich, zum mindesten jedoch alle zwei oder drei Jahre stattfinden, oder je nach Bedürfnis, und könnten als souveräne oder kaiserliche Tagsatzung, Parlament oder Generalstaaten Europas (Sovereign or Imperial Diet, Parliament, or State of Europe) bezeichnet werden. Vor diese souveräne Versammlung nun wären alle Zwistigkeiten zwischen zwei Herrschern zu bringen, die nicht vorher durch Gesandtschaften beglichen werden konnten. Falls eines der zu diesem Staatenverband gehörigen Reiche sich weigert, seine Forderungen und Ansprüche diesem Parlament zu unterbreiten oder dessen Schiedsspruch anzuerkennen, vielmehr seine Interessen mit den Waffen zu schützen sich anschickt, oder die Durchführung des Entscheides über die festgesetzte Zeit hinausschiebt, so müssen alle andern souveränen Staaten *vereint als einzige Macht* (united as one strength) *die Unterwerfung fordern* und gegebenenfalls die *Anwendung des Spruches erzwingen*, mit Schadenersatz an die leidende Partei und Kostenvergütung an die souveränen Staaten, welche die Unterwerfung durchsetzten. Zweifellos würde auf solche Weise Europa in aller Ruhe den so heiß ersehnten und benötigten Frieden für seine schwer mitgenommenen Einwohner erlangen; *denn kein Staat in Europa hätte die Macht und somit den Willen, eine Sentenz der Gesamtheit aller andern Mächte in Frage zu stellen*. Infolgedessen wäre der Friede und sein Fortbestand in Europa gesichert.“

Denken wir da nicht unwillkürlich an die von amerikanischen Staatsrechtlern unter Führung des Expräsidenten Taft vorgeschlagene *League to enforce Peace*, ganz abgesehen von den Zielen und Bestrebungen des Haager Schiedsgerichtshofes und der Haager Konferenzen?

Nach William Penns Meinung wird ein Staat den Frieden nur aus drei Ursachen *brechen*: um zu behaupten, um wieder zu erlangen,

oder um hinzuzufügen (to keep, to recover, or to add). Die Behauptung wird meistens den Verteidigungskrieg bedeuten, das Wiedererlangen aber die angriffsweise Methode erfordern, indem eben ein Staat die Kraft in sich spürt, ihm einst Entrissenes mit Waffengewalt wieder an sich zu bringen. Penn glaubt, in beiden Fällen sei das Völkerparlament das gegebene Forum. Weit seltener sei die dritte Möglichkeit, der ausgesprochene Raubkrieg: „Endlich kann ich darnach streben, mein Gebiet zu erweitern durch die Angliederung der Länder meiner Nachbarn, da ich sie schwach finde und mich selber stark weiß. Diese Leidenschaft zu befriedigen wird es nie an einem Vorfall mangeln oder an einem Ereignis, das als Vorwand dient; im Bewusstsein meiner Stärke werde ich mein eigener Richter und meines eigenen Glückes Schmiege sein (my own judge and carver).“ Penn ist nun aber überzeugt, das Bestehen eines allgemeinen Völkerverbandes mache derartige Raubstaaten so gut wie unmöglich, er bilde eine unüberschreitbare Grenze für solchen Ehrgeiz.

Nun ist freilich die Frage nicht überflüssig: *Was ist im staatlichen Leben Recht, was Unrecht?* Nach welchen Grundsätzen sind Differenzen zu begleichen, die zwischen Staaten im Hinblick auf bestimmte Rechtsansprüche (titles) entstehen können? Als dergleichen Rechtsansprüche führt Penn an: eine lange, unangezweifelte Thronfolge wie in Spanien, Frankreich und England, Wahl wie bei den Kronen Polens und des Deutschen Reichs, Heirat, durch die z. B. das Haus Stuart nach England kam und der Kurfürst von Brandenburg zum Herzogtum Cleve gelangte, Kauf, wie zahlreiche Fälle in Deutschland und Italien beweisen, oder Eroberung.

Durch *Eroberung* hat der Türke christliches Gebiet an sich gerissen, haben die Spanier sich Flanderns bemächtigt, das früher fast ganz in französischen Händen war, und haben die Franzosen Burgund, die Normandie, Lothringen und Franche-Comté mit ihrem Reiche vereinigt. (Vom Nationalitätsprinzip kann demnach bei Penn noch keine Rede sein.) Dieses Recht der Eroberung ist nun einmal vorhanden, so fragwürdig es auch in moralischer Hinsicht sein mag. „Was nicht kontrolliert oder verhindert werden kann, dem muss man sich fügen; aber jedermann kennt die Dauer so entstandener Reiche, die verschwinden mit der Macht, sie zu verteidigen.“ Auf *einen* Rechtstitel vermag sich allerdings auch die



Eroberung zu berufen: wenn sie durch einen Friedensvertrag bestätigt wird, nimmt sie Rechtsform an. In solchen Fällen freilich pflegt trotz der momentan erzwungenen Zustimmung das Feuer unter der Asche weiter zu glimmen, um wiederaufzuflammen, sobald brennbares Material in genügender Menge sich angehäuft hat. Und dann muss man sich doch fragen: „Von welchem Moment sollen dergleichen Rechtstitel ihre Gültigkeit herleiten? Und wie weit müssen wir zurückgehen, um sie zu bestätigen oder in Frage zu ziehen?“

Ist das alles nicht von größter Aktualität, namentlich im Hinblick auf das elsässische Problem?

Eines der *Haupthindernisse* für die Errichtung eines Staatenparlaments scheint in der Verschiedenheit an Macht und Größe der Reiche zu liegen, die darin vertreten wären. Penn hält diese Schwierigkeit nicht für unüberwindlich. Die hauptsächlichsten Staaten Europas, England, Frankreich, Spanien und das Reich, könnten nach Einkommen und Handelsumsatz ziemlich leicht eingeschätzt werden. Penn gelangt (und diese Bewertung der Machtverhältnisse ist heute nicht ohne Interesse) auf diese Weise zu folgender approximativer Taxierung der europäischen Staaten für die Beschickung der von ihm vorgeschlagenen internationalen Tagsatzung: das römische Reich deutscher Nation, zwölf Vertreter, Frankreich und Spanien je zehn, Italien acht,<sup>1)</sup> England sechs, Portugal drei, Schweden vier, Dänemark drei, Polen vier, Venedig drei, die sieben niederländischen Provinzen vier, die *Dreizehn Kantone* und kleinen Nachbarherrschaften zwei, die Herzogtümer Holstein und Kurland einen und, wenn Türken und Moskowiter zugelassen werden, wie angebracht und gerecht erscheint, so ergibt das für jeden von ihnen zehn Vertreter. Im ganzen neunzig Delegierte.<sup>2)</sup> Sie repräsentierten, wie Penn hervorhebt, „zwar nur den vierten, aber den reichsten und besten Teil der bekannten Erde, die Gebiete, wo Religion und Wissenschaft, Zivilisation und Künste ihren Sitz haben“.

Der Ort der Tagsatzung hätte für die erste Zusammenkunft zentral zu liegen; nachher entschiede die Übereinkunft. Um Prä-

---

<sup>1)</sup> Mit der nicht recht verständlichen Bemerkung: *Italy, which comes to France, eight.*

<sup>2)</sup> Unlängst erschien in London, in der wichtigen Serie: *Contributions to International Law and Diplomacy*, edited by L. Oppenheimer, das zweibändige Werk: Sir Ernest Satow, *A Guide to Diplomatic Practise*. Es ist eine fast unerschöpfliche Fundgrube für die Geschichte der Diplomatie, der Staatsverträge, Kongresse und Konferenzen. Wir finden da wertvolle Angaben über die Ein-

zedenzstreitigkeiten zu vermeiden, schlägt Penn ein großes rundliches Gemach vor, mit vielen Türen zum Ein- und Austritt. Der Vorsitz würde nach der Reihenfolge eingenommen; zur Abwehr gegen Bestechung und Beeinflussung wäre Dreiviertelsmehrheit empfehlenswert. Abwesenheit und Stimmenthaltung würden nicht gestattet. Als Verhandlungssprache werden Latein und Französisch vorgeschlagen, das Latein eher für die „civilians“, das Französische für „men of quality“.

Ließe sich nun aber nicht manches gegen ein derartiges Projekt vorbringen? Penn scheint dies selbst zu fühlen und sucht zum voraus die Einwendungen zu widerlegen. Wir befinden uns da auf einem Gebiet, wo wir besonders deutlich an moderne Verhältnisse erinnert werden. Man sage, sobald vitale Interessen oder ihre Ehre auf dem Spiele ständen, würden sich die wirklich großen und reichen Staaten nie einem solchen Länderparlament unterwerfen. Also genau das Argument der Lason, Treitschke, Bernhardi und anderer Leute, deren Zeitgenossen zu sein wir das Glück haben, überhaupt der Alldeutschen. Penn repliziert mit dem Satze, auch der allerstärkste sei nicht stärker als die Vereinigung aller Andern. Ein zweiter Einwand, der uns wiederum höchst modern anmutet, lautet, durch die Garantie dauernden Friedens würden die Völker nur zu bald verweichlicht. Hat nicht Moltke (der große, nicht der kleine) in einer unglücklichen Stunde dieses Argument vorgebracht, und ist es ihm nicht unzähligmale nachgeplappert worden? Penn erwidert, jeder Fürst, jede Obrigkeit habe das Recht, die Jugend seines Landes strenger Disziplin zu unterwerfen, um sie zu stählen und für das Leben tüchtig zu machen. Man unterweise sie in mechanischen Kenntnissen und anderen nützlichen Arbeiten; so werde man ganze Männer heranzubilden in der Lage sein. Sind nicht heute das Britische Reich und Amerika eine glänzende Illustration dafür, wie klar Penn gesehen und wie wahr er gesprochen hat?

Einige andere Einwände lassen wir hier als nebensächlich und für unsere Zeit weniger wichtig beiseite, wiewohl die Angst, die

---

schätzung der Staaten kurz nach der Zeit, da Penn mit seinem Entwurf hervortrat (I. Kap. 5: Titles and Precedence among Sovereigns). 1718, bei Unterzeichnung eines diplomatischen Instruments im Haag hatte, wie stets, der Kaiser den Vortritt; Spanien, Frankreich und England folgten im gleichen Rang.

jüngeren Söhne adeliger Familien könnten um Brot und Stellung kommen, ganz wohl den extremen Militarismus im preußischen Junkertum bestimmen kann. Es werde aber auch gesagt, bei einer allgemeinen Abrüstung bliebe den Armen nichts übrig, als sich dem Diebshandwerke zu widmen. Penn antwortet darauf: „Wir werden um so mehr Kaufleute und Landwirte oder erfindungsreiche Kenner der Natur haben, wenn sich die Regierung auch nur einigermaßen um die Erziehung der Jugend bekümmert. ... So, wie die Jugend eines Landes auferzogen wird, ist die nächste Generation, und demnach wird die Regierung in guten oder schlechten Händen sein.“

Der letzte, aus der neudeutschen Literatur uns ebenfalls aufs beste bekannte Einwand geht dahin, durch einen gegen den Krieg gerichteten Länderverband würden die ihm angehörenden Staaten ihre Souveränität einbüßen, was sie, als etwas dem Staatszweck Widersprechendes, nie dulden könnten. Da handle es sich, meint Penn, um ein bloßes Missverständnis; denn diese Reiche blieben so souverän und selbständig wie vorher; schon jetzt habe ja ein souveräner Staat keine Gewalt über einen andern souveränen Staat. Weder ihre Macht, noch ihre Volkszahl, noch ihr Einkommen würden im geringsten vermindert; nur die Kriegsmaschinerie hätten sie einfacher zu gestalten. „And if this be called a lessening of their power, it must be only because the great fish can no longer eat up the little ones.“

In einem langen Kapitel, dem zehnten und letzten des Hauptteils, entwickelt Penn die Vorteile seines Projekts. Welch unermesslicher Segen, wenn einmal dem Aderlass der europäischen Nationen ein Ende gemacht wird! Was kann ein Mensch geben außer Leben und Seele? Die Lenker der Völkergeschicke, die nur selten ihre persönliche Existenz aufs Spiel setzen, tragen vor Gott die Verantwortung für das Leben ihrer Untertanen. Käme nicht ihr eigenes wohlverstandenes Interesse dabei in Frage, da jeder Staat nun einmal Männer zur Arbeit und zur Fortpflanzung der Rasse nötig hat, so müsste schon der Jammer der Waisen und Witwen sie zur Besinnung bringen.

Wie steht mit ihren Kriegen die Christenheit vor den Ungläubigen da? Und dabei werden die Christen, mag oft auch noch so sehr das gute Recht auf der andern Seite sein, nicht müde, bei

ihren Kämpfen „den guten und mitleidigen Gott anzurufen und für ihre Sache einzuspinnen, mit der Bitte, er möge ihren Arm stärken für die Vernichtung ihrer Brüder“. Der höchste und erhabenste Name jedoch, den wir unserem Erlöser beilegen, ist der des Friedensfürsten. Penn, der Quäker, ermangelt nicht, aus der Schrift zu beweisen, dass er nur einmal der Löwe, dafür um so häufiger das Lamm Gottes genannt wird. Es stehe nicht geschrieben, dass sich das Lamm neben den Löwen, vielmehr, dass sich der Löwe neben das Lamm legen werde, d. h. der Krieg habe dem Frieden zu weichen. „Da ist ein weites Feld für die Geistlichkeit Europas, die so großen Einfluss auf die Fürsten und auf die Völker ausübt, eine Rolle zu spielen.“

Was sagt die moderne Kriegstheologie zu dieser Ermahnung eines überzeugten und frommen Christen?

Die Beseitigung des Krieges führt zu Ersparnissen an Geld und Gut; das Wohlbefinden der Völker ist um diesen Preis. Landwirtschaft und Gewerbe, Wissenschaft, Kunst, Wohltätigkeit können nur unter dieser Bedingung zu wahrer Blüte gelangen, während bisanhin das Geld für die Ausrüstung und Unterhaltung der Heere, für kostspielige Gesandtschaften und für die Bezahlung großer Scharen von Spionen ausgegeben werden musste. Selbst die friedlichsten Regierungen sehen sich zu unmoralischen Praktiken gezwungen. Wo dagegen wenig zu befürchten ist, braucht man auch nicht viel zu wissen. Man denke auch an die den Kriegswitwen und -Waisen zu entrichtenden Pensionen, welche das Budget mancher Völker aufs schwerste belasten.

Städte und Landschaften, die der Krieg in Wüsteneien verwandelt, bleiben verschont, falls es gelingt, einen Zustand dauernden Friedens zu schaffen, „eine Wohltat, die man am besten in Flandern und Ungarn einschätzen wird, überhaupt in allen Grenzgebieten, die ja fast ununterbrochen von Raubzügen heimgesucht sind. Die Geschichte Englands und Schottlands vermag uns in dieser Hinsicht ausreichend zu belehren, ohne dass wir über das Wasser zu blicken brauchen“.

Erst ein allgemeiner Friede gibt dem Handel und Verkehr die seit dem Zusammenbruch des römischen Reiches verlorene Sicherheit zurück. Wie bequem wäre es, durch alle Länder Europas zu reisen, wenn die Legitimation eines einzigen Staates für alle andern genüge! „Sie, die Deutschland durchzogen haben, wo

eine so große Zahl von Staaten vorhanden ist, kennen den Wert einer solchen Wohltat infolge der vielen erzwungenen Aufenthalte und all der Visitationen, denen sie sich unterwegs zu unterziehen hatten, vor allem aber diejenigen, welche die große Tour durch Europa gemacht haben.“

Den größten Wert legt Penn auf die durch ein Völkerparlament beförderte Freundschaft der Fürsten und Staaten. Wenn Monarchen reisen, oft und gern ihren Nachbarn Besuche abstaten, dann kann die Sache des Friedens nur gewinnen. Gewiss! Aber war nicht Wilhelm II. der Reisekaiser, der Mann der ostentativen Freundschaftsvisiten und der nicht weniger ostentativen Freundschaftstelegramme? Sogar den Fürstenheiraten wendet Penn seine Aufmerksamkeit zu. Liebe und Neigung sollten auch bei Herrschern der Ansporn zum Freien sein, nicht die kalte Staatsraison, die bewirke, dass in der wichtigsten aller Fragen des Menschenlebens die Großen dieser Welt viel weniger begünstigt erscheinen, als die letzten ihrer Untertanen. Wir sehen nicht recht ein, warum Penn fürstliche Liebesheiraten als Friedensgarantie hinstellt; er glaubt offenbar, zu Hause glückliche Fürsten würden weniger vom Ehrgeiz verzehrt und zu blutigen Abenteuern getrieben.

In einem Schlusskapitel sucht Penn die Ergebnisse seiner Untersuchung zusammenzufassen. Wie im wohlgeordneten Staat das Gesetz herrscht und dem Einzelnen verwehrt ist, sich selber Recht zu schaffen, so sollte es auch zwischen den Völkern sein. *Wars are the duels of princes*; diese furchtbaren Duelle auszuschalten muss unser aller Bestreben sein. Penn verweist auf Sir William Temples Werk über die Vereinigten Provinzen; der Zusammenschluss der niederländischen Staaten zu einer wohlgeordneten Einheit liefere in der Tat das praktische Beispiel für seine eigene Theorie, sie seien die lebendige Widerlegung aller Einwürfe.

Seinem geliebten England, hofft Penn, möge die Ehre vorbehalten sein, der Welt den großen Plan zur Sicherung des Weltfriedens vorzulegen. Mit ähnlichen Absichten habe sich schon Heinrich IV. von Frankreich getragen, der große König, der an Weisheit, Gerechtigkeit und tapferem Sinn Vorfahren wie Zeitgenossen weit übertraf. Stand er doch im Begriff, die Fürsten und Staaten Europas zu einem System politischen Gleichgewichts zu nötigen, als die spanische Faktion durch die verruchte Hand

Ravallacs seine Ermordung ins Werk setzte. Wenn ein so großer Herrscher an die Verwirklichung derart idealer Bestrebungen glaubte, warum sollte nicht auch ein schlichter Privatmann daran arbeiten? Das Beispiel Heinrichs IV. und die Erfahrungen der Niederlande zeigen, dass das Friedensprojekt ausgeführt werden *kann*; das unsagbare Elend Europas jedoch bedingt, dass es, oder doch etwas Ähnliches, ausgeführt werden *muss*.

\* \* \*

Mit dieser Feststellung schließt Penn seine kleine Schrift. Noch einmal: die Aufmachung mutet uns archaisch an; der Inhalt ist hochmodern. Es gibt wirklich nichts Neues unter der Sonne: ein Zustand Europas, der den heutigen Verhältnissen verzweifelt ähnlich sieht, hat vor Jahrhunderten in edlen Herzen und erleuchteten Köpfen genau dieselben Projekte entstehen lassen, für welche wir die Besten unserer Zeit eintreten sehen.

Im Jahre 1693 hat William Penn sein Friedenstraktat veröffentlicht; wenige Jahre nachher hob in Europa ein noch viel gewaltigeres Morden an, das wir unter dem Namen des „Spanischen Erbfolgekrieges“ kennen.<sup>1)</sup> Einer der glänzendsten Romane, die je geschrieben wurden, Thackeray's *Henry Esmond*, stellt jene Periode mit einer so verblüffenden Anschaulichkeit vor unser Auge, als stammte das Werk aus der Feder eines genialen Zeitgenossen. Die Schilderung der Schlachten dieses Krieges ist eine bewusste Friedenspropaganda des großen Schriftstellers.

Das schöne Friedensprojekt Penns war also eine Utopie? Ja wohl, eine Utopie! In zwei großen Neuauflagen, jedesmal genau ein Jahrhundert später und in verstärktem Maße, sollte Europa dergleichen, ganze Jahre ausfüllende Kriegsschrecken nochmals erleben. Und doch, wenn wir tiefer blicken, alles andere als eine Utopie! Was vor zwei Jahrhunderten nur wenige tiefe Naturen empfanden, was ein Säkulum später schon einer größeren Zahl von Menschen ins Bewusstsein trat, unser Geschlecht fühlt es mit überwältigender Macht: *die Utopie liegt im Kriegswahn und nicht im Friedensglauben*.

Durch die Gründung Pennsylvaniens, der Quäkerkolonie, hat William Penn jenseits des Weltmeeres das Fundament gelegt zu

<sup>1)</sup> 1713 tritt der Abbé de Saint-Pierre mit seinem *Projet de paix perpétuelle* hervor.

einem der blühendsten Staaten der gewaltigen Republik, die sich anschickt, mit unbezähmbarer Tatkraft den in seiner Schrift vertretenen Idealen in der Welt freie Bahn zu schaffen. Was Penn vorschwebte, das wollen sie alle, die großen Amerikaner unserer Tage, Wilson, Taft, Root, Roosevelt, Eliot und so viele andere: *die Errichtung einer zwischenstaatlichen Rechtsordnung*, welche die Welt befreien soll von der grauenvollen Anarchie der gegenwärtigen Verhältnisse. So erscheint uns auch in dieser Hinsicht William Penn, der Mann, der eines der wichtigsten Bindeglieder gewesen ist zwischen der alten und der neuen Welt, wie ein Symbol. Er war ein Vorläufer; werden wir den Erfüller erleben?

ZÜRICH

HERMANN SCHOOP



## AN MEIN VATERLAND

Von GUSTAV GAMPER

Mein Vaterland!

Des irdischen Heiligtumes Innerstes für mich:  
Lass lodern meinen Sang als reine Flamme  
Auf deiner Firne festlichem Altar!  
Lass mich, den Feiernden, ein Wort verkünden  
Von stiller, ernster Eidgenossen-Tat:  
Von diesem Volke, das in hohen Bergen  
Erstrittene Freiheit gläubig schirmt und ehrt.

O hoher Tag, an dem wir alle Brüder,  
Wir alle Schwestern, unsere Erde grüßen!  
O allerhöchster Feiertag der Freude,  
Da uns ein einzig Heiligtum vereint;  
Da Volk an Volk die eine Flamme nährt,  
Da Volk an Volk die eine Heimat ehrt:  
Hier unsere Erde, die im Weltenplan gegeben,  
Die von Gestaltung zu Gestaltung drängt,  
Ein unbegreiflich nimmermüdes Leben  
Aus Geist zu Geiste.

O allerhöchster Feier-Tag der Kraft,  
Der Liebeskraft aus schöpferischem Willen:  
Du wölbst dich über uns und segnest leuchtend  
Der Völker einst erfüllte freie Pflicht.

